

c) Überlebende grüssen den Papst mit blauweissen Tüchern Johannes Paul II. in der Synagoge*

Rom, 14. April. Sie trugen blauweisse Halstücher, nach Art der Pfadfinder gebunden, zwei Frauen und etwa ein Dutzend Männer, um die 60 Jahre alt. Das fiel auf unter den feierlich dunkel gekleideten Damen und Herren in der römischen Synagoge mit ihrer Marmorpracht auf hohen Säulen. Befragt, was die Tücher bedeuteten, sagte ein Mann, sie hätten als Juden die Konzentrationslager überlebt, Treblinka, Mauthausen . . . Die Signora Settimia fügte hinzu, sie sei Römerin, Römerin durch und durch, direkt hier im Getto hinter der Synagoge geboren; aber als sie 20 Jahre alt war, 1943, seien die Deutschen gekommen, hätten sie deportiert, zuerst nach Auschwitz, in Bergen-Belsen sei sie bei Kriegsende befreit worden. »Und woher sind Sie?« Die Antwort lässt zuerst verstummen, aber dann bricht es doch heraus: »Hat man wirklich in Frankfurt das Fassbinder-Stück mit so zweifelhaftem Inhalt aufführen müssen?«

Nun warten »die Überlebenden« wie die anderen Juden der römischen Gemeinde auf Papst Johannes Paul II., darauf, dass an diesem Sonntagnachmittag zum ersten Mal ein Papst, der Bischof von Rom, eine Synagoge betritt, die »Synagoge«, aus der vor bald 2000 Jahren der erste in der Reihe seiner Vorgänger, Petrus vom See Genezareth in Galiläa, »austrat«. Man könnte zornig werden bei der Frage, warum es zweier Jahrtausende bedurfte, damit der Bogen von Petrus dem Juden, dem ersten aus der Apostelschar des Jesus von Nazareth, bei Johannes Paul II. endete, dem Papst aus dem Umland von Auschwitz. Aber wer darüber in Rage gerät, verkennt zugleich, welche Überwindung es die römischen Juden gekostet hat, welchen Mut das Oberhaupt der katholischen Kirche aufbieten musste, damit am 13. April 1986, dem 4. Nissan des mosaischen Jahres 5746, ein historisches Ereignis wahr werden konnte. Wenigstens für diese Männer und Frauen nicht zu spät.

Dann stehen der Papst und der römische Oberrabbiner Toaff vorn auf dem Podium hoch über der Gemeinde. Johannes Paul II. zeigt jenes freundliche, fast lächelnde Gesicht, das er bei unsicheren Situationen trägt, wenn er nicht weiss, wie die Stimmung der Zuhörer ist. Aber in dem Moment, wo er die Synagogen-Gemeinde vor sich hat, weicht jedes Lächeln, und der Ernst dieses geschichtlichen Augenblicks überschattet ihn. Doch genau in diesem Augenblick reissen die Männer ganz in der Nähe sich die Tücher vom Hals und winken dem Papst zu.

Die Bezeichnung »historisch« ist angebracht für den Moment, in dem Papst und Rabbiner, der Katholik in seinem weissen Talar, der Jude im Festornat, gemeinsam in der Synagoge am Tiber den Psalm 150, »Lobet den Herrn«, hören, wenn sie, nebeneinander sitzend, der Lesung aus der Genesis (15, 1–7) folgen, wie Gott dem Abraham Nachkommenschaft, zahlreich wie die Sterne am Himmel, und ein Land zum Besitz verspricht. Da wird deutlich, was Judentum und Christentum miteinander verbindet, der Glaube an den einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der es trotz allem gut mit den Menschen meint, der seinen Propheten Michäas (Micha, 4, 1–5) verheissen lässt – so die zweite Lesung: »Am Ende der Tage werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Winzermessern. Kein Volk erhebt dann das Schwert gegen ein anderes, und niemand braucht mehr Kriegskunst zu lernen. Ein jeder kann

unter seinem Weinstock sitzen und unter seinem Feigenbaum, ohne dass ihn jemand aufschreckt. Denn alle Völker leben im Namen ihres Gottes.«

Da zeigt die Religion ihr Bestes, in dem Bemühen um Frieden, in der Sorge um die Würde und die Rechte des Menschen. Darin können sich alle Religionen der Welt begnügen.

Aber Juden und Christen verband zwei Jahrtausende lang nicht das Gemeinsame, obwohl die einen wie die anderen aus denselben Heiligen Schriften ihren Glauben empfangen. So versöhnlich war die Geschichte nicht. Misstrauen und Ablehnung, Hass und Verfolgung bis zum millionenfachen Mord in diesem Jahrhundert bestimmten das Verhältnis. Ja, es scheint geradezu in der Menschheitsgeschichte, als ob die Angehörigen verschiedener Religionsgemeinschaften zu besonderem Hass gegeneinander fähig seien, und vor allem jener, die ein und derselben Familie angehören, in der sich die eine aus der anderen entwickelt hat.

Protestanten und Katholiken trennte »nur« der Papst. Zwischen Juden und Christen jedoch stand Jesus von Nazareth, nach christlichem Glauben der verheissene Messias, der Gottessohn, wahrer Gott und wahrer Mensch, den die Juden zur Zeit des Kaisers Tiberius in Palästina jedoch verwarfen, der ans Kreuz geschlagen wurde, doch nach drei Tagen – so das christliche Credo – wiederaufstand, nach jüdischem Verständnis jedoch höchstens ein Prophet wie mancher andere auch. Nur wer den Unterschied zwischen Glauben und Unglauben kennt, kann ermessen, was Juden und Christen voneinander schied, weshalb die Existenz der ersten, ihre beständige Weigerung aus dem Glauben heraus, aus dem brennenden Wunsch, nichts Falsches, keinem Pseudo-Messias und keinem Lügenpropheten zu glauben, ein Stachel für die zweiten sein musste, um so mehr, je mächtiger das Christentum im Abendland wurde und je eifersüchtiger die Kinder des Volkes Israel die Auserwählung durch ihren Gott selbst in der Diaspora, noch in der erbärmlichsten »Zerstreuung«, bewahrten.

Die Jahrtausende sind stets gegenwärtig

Von all dem wissen die Männer und Frauen an diesem Sonntagabend in der römischen Synagoge. All das lastet auf ihnen in der Erinnerung eines Volkes, das die Jahrtausende seiner Geschichte stets gegenwärtig hat. Das wissen auch jene Männer, die nach den Lesungen – zuerst auf hebräisch, dann in der italienischen Übersetzung – und den gesungenen Psalmen – das Wort ergreifen: der Präsident der Jüdischen Gemeinde Roms, Giacomo Saban, der Oberrabbiner Toaff und Johannes Paul II. Der Professor Saban beschreibt »die vieltausendjährige Geschichte der Juden dieser Stadt«, »der freien römischen Bürger, die an der Leiche Cäsars weinten und den Triumph des Augustus bejubelten«, die mit den Römern die dunklen Jahrhunderte ertrugen, denen Alexander VI. – der Borgia-Papst, den die Frommen wenig schätzten – »nach 1492 in liberaler Haltung Zuflucht und Hilfe gewährte«, denen ein anderer Papst das Getto auferlegte, die während der letzten Verfolgung »in jenen Klöstern und Konventen Unterschlupf fanden, die sie in langen Jahrhunderten zu fürchten gelernt hatten«. Saban gedenkt auch Johannes XXIII. als eines »Gerechten«, jenes Papstes, der als erster nach den Erfahrungen des Krieges den Mut hatte, in Anspielung auf die biblische Geschichte von den zwölf Söhnen Jakobs zu Juden zu sagen: »Ich bin Joseph, Euer Bruder.« Saban

* In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, Nr. 87, Frankfurt/Main, 15. 4. 1986.

konnte nicht versäumen, auch vom Staat Israel als der Heimat des jüdischen Volkes zu sprechen. Der Vatikan anerkennt diesen Staat noch nicht, nach alter Gepflogenheit nicht vor Abschluss eines Friedensvertrags. Aber diese politische Divergenz liessen der Vatikan und die Jüdische Gemeinde auf sich beruhen. Es ging um Wichtigeres, Grundsätzlicheres.

Dann spricht der Papst. Für ihn ist das Gebot der Stunde, Frieden und Versöhnung zwischen jenen zu stiften, die sich jahrhundertlang fremd und feind waren. Es sind auch diesmal die menschlichen Worte, die wohl die Herzen der Juden in der Synagoge auf tun: »Liebe Freunde und Brüder aus dem Judentum.« Dass ein Papst dies zu ihnen sagt, voll Überzeugung und ohne Wenn und Aber, vielleicht ist dies das Wichtigste. Im Lauf der Rede erweitert Johannes Paul II. diese menschliche Bestimmung theologisch, wenn er das Verhältnis zwischen Juden und Christen beschreibt: »Ihr seid unsere geliebten Brüder,

ja in einem gewissen Sinn seid Ihr unsere grossen Brüder.«

Dann spricht der Papst nicht nur als Mensch, sondern mit der autoritativen Stimme seines Amtes – und seine Worte sind ebenso den Katholiken und allen Christen ins Stammbuch der Geschichte geschrieben: »Die Betrachtung der säkularen kulturellen Einschränkungen (für die Juden) darf nicht hindern, anzuerkennen, dass die Akte der Diskriminierung, der ungerechtfertigten Begrenzung der religiösen Freiheit, die Unterdrückung im Bereich der bürgerlichen Freiheit gegenüber den Juden objektiv eindeutig zu beklagende Erscheinungen gewesen sind. Ja, ich wiederhole noch einmal, die Kirche beklagt alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgend jemandem gegen die Juden gerichtet haben, ich wiederhole, von jedem.« Und alle wissen, dass darin auch die Päpste eingeschlossen sind. Heinz-Joachim Fischer

2 Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche

Dokument der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, veröffentlicht am 24. Juni 1985* – Wortlaut und Kommentar

A Der Wortlaut

Vorüberlegungen

Papst Johannes Paul II. hat am 6. März 1982 den Delegierten der Bischofskonferenzen und den anderen Experten, die sich in Rom versammelt hatten, um die Beziehungen zwischen Kirche und Judentum zu studieren, gesagt:

»... Sie haben sich in Ihrer Tagung mit dem katholischen Unterricht und der Katechese befasst, soweit es sich um die Juden und das Judentum handelt... Man müsste dahin gelangen, dass dieser Unterricht auf den verschiedenen Ebenen der religiösen Bildung, in der Katechese für Kinder und Jugendliche, die Juden und das Judentum nicht nur ehrlich und objektiv, ohne irgendwelche Vorurteile und ohne jemanden zu verletzen, sondern noch mehr mit lebendigem Bewusstsein des (den Juden und den Christen) gemeinsamen Erbes darstellt.«

In diesem inhaltlich so dichten Text hat sich der Heilige Vater offensichtlich von der Konzilerklärung »Nostra aetate«, Nr. 4, leiten lassen, wo es heisst:

»Darum sollen alle dafür Sorge tragen, dass niemand in der Katechese oder bei der Predigt etwas lehre, das mit der evangelischen Wahrheit und dem Geiste Christi nicht in Einklang steht.«

Ebenso von den Worten:

»Da also das Christen und Juden gemeinsame christliche Erbe so reich ist, will die heilige Synode die gegenseitige Kenntnis und Achtung fördern...«

* Im »Pressedienst« der Deutschen Bischofskonferenz. Dokumentation. Bonn, am 21. 6. 1985. Herausgeber: Prälat Wilhelm Schätzler, Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz. Nach Redaktionsschluss: dsgl. überarbeitet von H. H. Henrix, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Arbeitshilfe 44, Bonn 2, 1986, 58 Seiten.

Das dritte Kapitel der »Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzilerklärung »Nostra aetate«, Nr. 4«, worin unter dem Titel »Lehre und Erziehung« eine Reihe konkreter Massnahmen aufgezählt wird, schliesst dementsprechend mit folgender Empfehlung:

»Die notwendige Information über diese Fragen betrifft alle Ebenen der christlichen Lehre und Bildung. Unter den Mitteln dieser Information sind die folgenden von besonderer Bedeutung:

- Handbücher der Katechese;
- Geschichtswerke;
- Medien der Massenkommunikation (Presse, Radio, Film, Fernsehen).

Die wirksame Verwendung dieser Mittel setzt eine vertiefte Ausbildung der Lehrer und Erzieher in den Lehrerseminaren, Priesterseminaren und Universitäten voraus« (AAS 77, 1975, 73).

Diesem Ziel wollen die folgenden Abschnitte dienen.

I. Religionsunterricht und Judentum

1. In der Erklärung »Nostra aetate«, Nr. 4 spricht das Konzil von dem »Band«, das (Juden und Christen) geistlich verbindet, und vom reichen Erbe, das beiden gemeinsam ist. Ferner betont das Konzil, dass die Kirche anerkennt, dass entsprechend der Absicht Gottes »die Anfänge ihres Glaubens und ihrer Erwählung sich schon bei den Patriarchen, bei Moses und den Propheten finden«.

2. Es existieren einzigartige Beziehungen zwischen dem Christentum und dem Judentum: Beide sind »schon durch ihre eigene Identität miteinander verbunden« (Johannes Paul II., am 6. März 1982), und diese Beziehungen »beruhen auf der Absicht des Bundesgottes« (ebd.). Deshalb sollten Juden und Judentum in Katechese und Predigt